

Was verdankt der französische Wortschatz den germanischen Sprachen? [Schluss]

Autor(en): **Jud, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

à justifier pour tout homme du métier. L'acheteur plus instruit acquerra dès lors plus d'indépendance vis-à-vis du marchand.

La manifestation du Musée des Arts industriels, assez complète pour constituer un bon renseignement, est un premier pas vers la solution du problème. Qu'elle soit définitivement atteinte, et l'artiste trouvera enfin l'appui et le stimulant indispensables à l'heureuse continuation de son oeuvre.

Souvenons-nous de l'époque du moyen âge; le style gothique a trouvé ses multiples applications dans la construction de cathédrales, de manoirs féodaux, de maisons d'artisans. Les meubles qui ornaient ces édifices procédaient de la même loi de construction, soit dans la conception architecturale, soit dans l'emploi de la pierre ou du bois. C'est-à-dire qu'un meuble dénotait, dans sa proportion, le même esprit de logique consciencieuse qui avait présidé à l'érection de la cathédrale.

Saluons le bel effort réalisé dans l'ensemble des spécimens réunis au Musée. Malgré les erreurs que nous avons cru devoir y relever, il n'en demeure pas moins une étape remarquable réalisée dans le domaine de l'art du mobilier.

PARIS

ALBERT ANGST



WAS VERDANKT DER FRANZÖSISCHE WORTSCHATZ DEN GERMANISCHEN SPRACHEN?

(Schluss.)

Was die Wohnstätte anbetrifft, so dürfen wir wohl annehmen, dass die Franken die Kunst des Steinbaus von den Römern kennen gelernt haben; die Tatsache aber, dass französisch *maçon* ein fränkisches *matjo* voraussetzt, das zu unserem „Steinmetz“ gehört, spricht schon für eine ziemlich hohe Entwicklung des Maurerhandwerks bei den Eroberern. Andererseits weisen gewisse Lehnwörter auf eine primitivere Bauart der Häuser hin. In seinen neuen Forschungen zum altgermanischen Haus, hat der Grazer Indogermanist R. Meringer die Aufmerksamkeit auf das aus Ruten

geflochten Haus der Germanen gelenkt, und auch in Nordfrankreich scheint diese einfache Bauweise heimisch gewesen zu sein. Französisch *bâtir* = „bauen“ gehört nach Meyer-Lübke zu einem alten *bastjan*, welches von *Bast* abgeleitet ist: *bâtir* hiess also ursprünglich „aus Bast flechten“, „die Wände aus Ruten flechten“, dann erst später „mit Stein und Mörtel bauen“. Dazu tritt französisch *hourder* = „das Flechtwerk der Mauern mit Mörtel grob übertünchen“, mit „Hürde“ verwandt, welches auf die Gewohnheit hinweist, das Flechtwerk durch einen Bewurf zu verdecken. Dieses Haus war einräumig, und der einzige Raum hiess *la maison* oder *la salle*, aus dem später *le salon* sich weiter entwickelt hat. Sein Dach war meist mit Schindeln, *les bardeaux*, bedeckt, das wahrscheinlich fränkischer Herkunft ist; ein Zaun umgab den Bau, *la haie* = „Haag“, oder *la hort* = „Hürde“, und begrenzte den „Garten“, *le jardin*. Als Vorratskeller diente *le mugote*, der auf ein althochdeutsches *muosgadem*, „der Gaden für die Speise“ zurückgeht. Als warmen Wohn- und Arbeitsraum, insbesondere als Weberaum, kennt Nordfrankreich die Bezeichnung *écraigne*, das zu altfränkisch *screona* gestellt werden muss. Bevor der Besucher in das Haus eintrat, überschritt er die Tenne, nordfranzösisch *la daigne* und gelangte dann durch eine „Laube“, *la loge*, in den einzigen, grossen Raum des Gebäudes ein. Hier bildete die Feuerstatt den Mittelpunkt, auf ihm wurde das Fleisch am Bratspiess, altfranzösisch *l'épieu*, italienisch *spiedo*, gedreht und geröstet, französisch *rôtir*, italienisch *arrostore*. Die Balken des Hauses, *le bauc*, der Sparren, *l'éparre*, der First, *le faîte*, die Gabel, *le jable*; viele Balken führen germanische Namen. Am Herd befand sich der Herrensitz, der „Faltstuhl“, *faldastuol*, altfranzösisch *faldestuel*, der später als *Fauteuil* in der von den Pariser Kunstschlößern hergestellten Form, die ganze europäische Kulturwelt durchwandert. Längs der Wände ziehen sich gezimmerte Bänke hin, französisch *les bancs*, die auch die ältesten Schlafstätten waren. Spieltische, französisch *brelan*, eine Ableitung von *Brett*, althochdeutsch „Brettling“, mochten nur in den vornehmen Häusern zu finden sein.

Die Germanen hielten sehr auf ein warmes Bad, denn die Körperpflege wurde, wie schon Tacitus bezeugt, eifrig betrieben,

der Leib oft in kaltem und warmem Wasser gewaschen und gebadet. Die fränkischen Einwanderer scheinen ihren in der Heimat gepflegten Gewohnheiten auch in den neuen Wohnsitzen treu geblieben zu sein. Waskôn, die fränkische Form für „waschen“, findet sich noch heute in französischem gâcher, welches in den ältesten Belegen, „den Schmutz mit Wasser wegspülen“ bedeutet, und das deutsche „watten“, welches sich vielleicht mit vadum gekreuzt hat, lebt weiter in altfranzösisch gaer = ins Wasser eintauchen, während Italien für dieselbe Tätigkeit ein anderes germanisches Wort aufweist: tuffare, das (nach Bruckner) zu langobardischen tuffon, deutsch „taufen“ zu stellen ist. Den Körper mit Wasser besprengen, heisst altfranzösisch esproher, das zum Stamme unseres deutschen „sprühen“ gehört. Der Raum, in welchem man das warme Bad zu nehmen pflegte, hiess in Süddeutschland die „Stube“, was die einen Forscher als altgermanisches Sprachgut, die andern als lateinisches Lehnwort betrachtet wissen wollen, jedenfalls ist von diesem Ausdruck das französische étuve = „Badezimmer“ unmöglich zu trennen. Zum Bade wurde der „Zuber“ verwendet, dessen älteste Form twipar, das heisst „die mit zwei Henkeln versehene Wanne“, mit den Franken und Langobarden nach Gallien und Norditalien gewandert ist und im altfranzösischen als toivre = „Badewanne“ erscheint. Zum Abtrocknen und Abreiben des gebadeten Körpers bediente man sich des leinenen Handtuches, der „Zwehele“, welches in italienisch tovaglia, altfranzösisch touaille weiterlebt.

In die mannigfaltigen Arbeiten auf dem Bauernhof teilen sich der Mann und die Frau; aber jener arbeitet nur soweit die letztere der Arbeit körperlich nicht gewachsen ist. Dem Manne liegt die Verteidigung seines Herdes gegen äussere Feinde ob, die Pflege der Waidmannskunst und der Fischfang, während der Anbau des Getreides, des Flachses und Hanfs, sowie die Verarbeitung der Gespinste Sache der rührigen Hausfrau, der Töchter und der Mägde bleibt.

Die Terminologie des französischen Kriegswesens des Mittelalters ist überreich an fränkischen Lehnwörtern, bildeten doch die Franken in älterer Zeit den Kern des merowingischen Schlachtheeres. Teile der Rüstung, der Waffen, zum Beispiel der Harnisch: le harnais, wie Baist gezeigt hat, der Panzer: le

haubert, tragen fränkische Namen; ebenso ist der germanische Einschlag in der Jägersprache recht bedeutend.

Der germanische Familienvater fühlte sich durchaus als Gutsherr, nicht als Feldarbeiter; die schwere Arbeit war der Frau und den Knechten überlassen. Dass das Anfertigen und Instandhalten der Bekleidung daneben das Hauptgebiet der Frauenbetätigung bildete, wird uns schon in den ältesten aus ursprünglichen Arbeitsliedern hervorgegangenen Romanzen, den *chansons à toile*, berichtet, in denen die Frauen emsig am Spinnrad oder mit feiner Stick- und Näharbeit beschäftigt erscheinen. Den germanischen Frauen war ja Spinnen und Weben altvertraut, verrichten doch diese Arbeit auch die weiblichen Gestalten des Mythos und der Sage. Spindel, Wirtel und Webstuhl machen einen unentbehrlichen Bestandteil des Hausrates aus, ja die Spindel ist geradezu das Symbol des Weibes. Die Gewinnung der Gespinnstfasern aus Flachs und Hanf lag, wie noch heute in unserem Bündner Oberland, ebenfalls fast ganz der Frau ob. Die der Hanf- und Flachsverwertung eignende Terminologie ist zum grossen Teil aus dem Fränkischen ins Französische übergegangen. Die Verarbeitung beginnt mit der Entfernung der Samenkapseln von den Stengeln, dem „Riffeln“, französisch *riffler* oder *égruger le lin*; um die Gespinnstfasern zu lösen, weicht man die Stengel in fließendes oder stehendes Wasser ein: „den Hanf rösten“, französisch *rouir le chanvre*, das auf altfränkisch *rot-jan* zurückgeht. Die geweichten Stengel werden an der Sonne oder am Feuer gedörret: *hâler le chanvre*, das vom niederländischen *hael* = „Trog“ (cf. *hâloir*: *lieu où l'on fait sécher le chanvre*) nicht zu trennen ist, worauf das Brechen derselben folgt: *broyer le chanvre*, mit der Flachsbreche: *la broie*. Auch in Oberitalien und Spanien stammen die Ausdrücke dieses Tätigkeitszweiges zum Teil aus der Sprache der Langobarden und Goten.

Das Gerät, welches das Garn von der Spindel oder Grute ab und zur Strähne aufwickelt, ist der „Haspel“, dessen Name in altfranzösisch *hasple*, italienisch-spanisch *aspo*, neben *aspa* wiederkehrt; dabei darf man sich auch des italienischen *guaf-file* = Haspel erinnern, welches zu *weifen*, in der Bedeutung „haspeln“ gestellt werden muss. Nicht Frankreich, wohl aber

Italien kennt auch ein deutsches Wort für die „Garnwinde“: *guindolo*, und bewahrt heute noch, wie Spanien, den germanischen Namen für „Kunkel“, „Rocken“ italienisch *rocca*, spanisch *rueca*, welches mit den Langobarden und Goten eingewandert ist und kaum auf ein vorgotisches *rokka* zurückgeführt werden dürfte.

„Sticken“ heisst im Französischen *broder*, dessen deutscher Ursprung allerdings nicht unbestritten ist; das Grundwort hätte seinen nächsten Verwandten in dem althochdeutschen Partizip *giprortôt*, zum Substantiv „Borte“ gehörig, das bereits im Althochdeutschen in der Bedeutung von „Band“ oder „Streifen“ belegt ist. „Mit Seide übersticken“ heisst heute noch *guiper*, was mit *wipan*, das eine ältere Ablautstufe des eben genannten *weifen* darstellt.

Fürstinnen und Königinnen sogar erachteten es als ihre Pflicht, und mit ihrem Range wohl vereinbar, den Gefolgsleuten ihres Mannes die zerissenen Kleider auszubessern. Der Tuchlappen, welcher dazu verwendet wurde, hiess *le haillon*, eine Ableitung des althochdeutschen *hadara* = „Hadern“, und ebenso darf man hierher *chiffe*, *chiffon* rechnen, das man in die Wortfamilie einreicht, zu der z. B. englisch *chip* = „Abschnitt“, „Fetzen“ gehört. Die Tätigkeit des Ausbesserns wurde im Mittelhochdeutschen mit dem Verbum *besten* ausgedrückt, das in seiner Grundform *bastjan* das Stammwort zu französisch *bâtir* darstellt, das jetzt noch „mit groben Stichen nähen“ bedeutet.

Früh fand auch die Kunst des Färbens eifrige Pflege bei den Germanen: der Name des blaufärbenden „Waid“, fränkisch *waisdo*, hat sich in französisch *guède* erhalten, und mit dieser technischen Verwendung ist vielleicht ebenso der Name der Farbe „blau“, französisch *bleu*, in Nordfrankreich heimisch geworden. Wie der Weid, wurde auch die *reseda luteola*, deutsch *wau* oder *waude*, französisch *gaude* und die „Färberröte“, französisch *garence* angebaut. Schon längst ist bekannt, dass das Französische und Italienische ausser „blau“ französisch *bleu*, italienisch *biavo* andere Farbadjektiva wie *blanc* = „weiss“ aus „blank“, *gris* aus althochdeutsch *grîsi*, *brun* aus *brun* entlehnt haben: vielleicht wurde *brun* als militärischer Ausdruck aufgenommen, indem die Ritter Panzer und Schwerter bräunten, um

den blendenden Glanz des Metalls zu dämpfen. Jedenfalls scheint mir jene Ansicht, dass all die eben genannten Farbbezeichnungen schon vor der Völkerwanderung in der römischen Verkehrssprache gebräuchlich waren, aus sachlichen Gründen unhaltbar.

Heimische Sitte und typische Charaktereigenschaften scheinen die Germanen selbst lange nach ihrer Romanisierung mit grosser Zähigkeit bewahrt zu haben. Seit den ältesten Zeiten legten sie besonderen Wert auf die Haartracht: erwachsene Freie trugen ursprünglich loses herabwallendes Haar; italienisch *zazzera*, welches das freiflatternde lange Haupthaar bezeichnet, betrachtet man mit Bruckner als eine Ableitung eines Stammes, der auch in Haar-„zotte“ steckt; das altfranzösische Adjektiv *locu*, welches von althochdeutschen *loc* = „Locke“ abgeleitet ist, bedeutet „ungekämmt“ und gibt unverkennbar den Eindruck wieder, den die barbarische Haartracht auf die fein frisierten römischen Städter machte. Knechte und Unfreie durften keine langen Haare tragen, und es liesse sich wohl die Frage aufwerfen, ob das oberitalienische *toso* = „Junge“, „Knabe“ nicht ursprünglich den Knecht bezeichnet habe, der das Haar geschoren, *capillos tonsos*, trug.

In späterer Zeit zwar hat die Haartracht sich im allgemeinen immer mehr der romanischen genähert; während der Karolinger-epoche wurde es Sitte, das Haar in dichten Büscheln über der Stirn und dem Vorderhaupte zu tragen. Der Haarbüschel heisst im Französischen *toupe*, *touffe de cheveux*, welches zu unserm deutschen „Zopf“ gehört; auf die unter dem Einfluss fremder Sitte verbreitete Gewohnheit, das Haar sorgfältiger mit Kamm und Schere zu pflegen, weisen neben andern Ausdrücken französisch *tifer* und *attifer* = „das Haar kunstvoll schmücken“ hin, welche wahrscheinlich mit niederländisch *tippen* „die Haare schneiden“, verbunden werden müssen. Die Anwendung wohlriechender Kräuter und Salben für das Haar wie für die Haut wird als den Franken bereits bekannt verbürgt durch französisch *farder* = „schminken“ (*fard* = „Schminke“); letzteres geht direkt auf das altfränkische Partizip *farwid* „gefärbt“ zurück.

Alteinheimisch war bei den Germanen die Sitte, Hals und Brust mit Schmuck zu zieren. Der einfache Armring, den Karl der Grosse zu seiner fränkischen Tracht noch trug, fränkisch *bauk*,

erscheint im Altfranzösischen unter dem Namen bou; ein angehefteter, mittelst untergelegter Nadel befestigter Brustschmuck ist die „Fiebel“, welche sich bis heute in den mannigfaltigsten Formen als Brosche erhalten hat; fränkisch nuska, dessen Stamm vielleicht zu „Nestel“ gehört, lebt fort in altfranzösisch nosche, provenzalisch nosca, italienisch nusca, wie auch der Name des Halsschmuckes, althochdeutsch minni in den oberitalienischen Dialekten in mancherlei Varianten sich wiederfindet.

Fränkische Sitten und Gebräuche erhielten sich ferner mit ausserordentlicher Beharrlichkeit auf dem Gebiete der Rechtsprechung; doch gestattet mir der Raum nicht, bei diesem überaus anregenden Kapitel der Rechtsaltertümer länger zu verweilen.

Es wäre verlockend, aus dem germanischen Lehngut der romanischen Sprachen jene Elemente zusammenzustellen, welche uns über den germanischen Volkscharakter Aufschluss erteilen, ebenso würden die Beobachtungen, welche die Romanen an den Eroberern ihres Landes angestellt, die Lehnwörter, welche sie übernommen haben, um eine bestimmte, hervorstechende Eigenschaft des Herrscherstammes scharf und prägnant zu bezeichnen, einen recht interessanten Beitrag zur schwierigen Frage von germanischem Wesen und germanischer Natur bieten können. Bedenken wir einerseits, dass französisch riche = „mächtig“ mit „reich“, orgueil = „Hochmut, Stolz“ mit dem althochdeutschen Adjektiv urguol = „hervorragend“, provenzalisch galaubia = „Pracht, Stolz, Aufwand“, mit gotisch galaubs = „kostbar zusammengehört, so steckt in dieser Reihe von Entlehnungen die Anerkennung der stolzen Überlegenheit des germanischen Herrschervolkes durch den romanischen Untertanen; bedenken wir andererseits, dass die romanischen Sprachen eine Reihe von germanischen Wörtern übernommen haben, die „zanken“, „streiten“ bedeuten, so liegt hierin eine Bestätigung jenes furor teutonicus, der nicht nur in ungezügelter Kampfeslust, sondern auch in wüsten Raufereien und blutigen Händeln zutage trat. Aber nicht bloss von dem wilden ungebändigten Wesen der Germanen legen die Lehnwörter Zeugnis ab, sondern auch von ihrer Gemühtiefe: so ist bezeichnend, dass unser Wort „traut“, althochdeutsch drud, Aufnahme gefunden hat im Altfranzösischen: dru, drue als edles Wort für „Geliebter, Geliebte“.

Unter Ludwig XIV. wurde ein französischer Schriftsteller in die Bastille gesteckt, weil er in einem gelehrten Werke behauptet hatte, dass die Franken Germanen waren, und heute finden wir diesseits des Rheins eine Schar von Männern, die geschäftig jedes Wort aus unserer Muttersprache ausmerzen wollen, das als Fremdling sich seit Jahrhunderten gutes Gastrecht erworben hat. Die Menschen sind geboren, um in stetem Wechsel zu geben und zu empfangen; ein Volk erzieht das andere, dient oder gebietet dem anderen, lernt von dem anderen. Nur beschränkte engherzige nationale Eitelkeit kann die Tatsache leugnen wollen, dass zu allen Zeiten nicht nur Völkerwellen, sondern auch Kultur- und Wortwellen über den Rhein hin- und herüberfluteten: Reichtum erwirbt sich nur das Volk, welches die Arbeit anderer Völker und Zeiten zu nützen und auf ihr weiter zu bauen versteht. Wenn nun die Philologie im allgemeinen sich die hohe Aufgabe stellt, von dem geistigen und kulturellen Leben der in Völker gesonderten Menschheit eine wissenschaftlich objektive Anschauung zu gewinnen, so darf sich speziell unsere Disziplin nicht damit begnügen, in deutschen Landen tieferes Verständnis für romanisches Wesen und Denken zu pflanzen, sondern sie muss in Zeiten, da von leichtfertiger Hand künstliche Schranken zwischen den Völkern aufgerichtet werden, immer wieder daran erinnern, wie die Zeit tausende von Fäden zwischen dem geistigen und sprachlichen Leben der beiden Nationen hin- und hergezogen hat, die weiter zu spinnen Pflicht all derer ist und sein wird, die deutscher und romanischer Kultur das Beste ihrer Bildung verdanken.

ZÜRICH.

JAKOB JUD.



ALCESTE.

Ein grosses feierlich-festliches Erlebnis ist mit der Aufführung von Glucks „Alceste“ durch den Gemischten Chor Zürich in den Kreis unserer Kunsterinnerungen getreten. Drei Stunden sass man im Tonhallsaal, und um 11 Uhr fühlte man sich so frisch, so elastisch, so aufnahmefähig, als hätte man eben erst durch das Tor der majestätischen Orchester-Einleitung den Einzug in dieses mächtige Werk gehalten. Ein Laie in der Musik schreibt diese Zeilen; ihm fehlt aber nicht nur die Kompetenz, sondern auch alle Lust zu einer Kritik der Wiedergabe. Er neigt sich in dankender